

setzten sich ein paar Menschen zusammen in ein Café, und so bildeten sie für eine Weile gemeinsam ein Wort. Dann lösten sie sich, um ein neues Wort zu bilden. Es muß einen Moment gegeben haben, in dem die Kombination dieser Wörter zufällig mehrere Sätze bildete und in dem ich diese fremde Stadt wie einen Text hätte lesen können. Aber ich entdeckte niemals einen Satz in dieser Stadt, sondern nur Buchstaben und manchmal einige Wörter, die mit dem »Inhalt« der Kultur direkt nichts zu tun hatten. Diese Wörter motivierten mich hin und wieder, die äußere Verpackung zu öffnen, um eine weitere Verpackung darunter zu entdecken.

»Eigentlich darf man es niemandem sagen, aber Europa gibt es nicht«

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Xander, einer Figur aus meiner Erzählung *Das Bad*. Damals betrachtete Xander die »weiße« Hautfarbe als einen Bestandteil seines Körpers und nicht als Metapher.

»Glauben Sie wirklich, daß die Haut eine Farbe hat?« fragte ich ihn zögernd, damit ich nicht in den Tonfall einer Aufklärerin verfiel.

Er lachte kurz und antwortete: »Was für eine Frage. Oder glauben Sie vielleicht, daß die Farbe von Ihrem Fleisch kommt?«

Ich erklärte ihm folgendes wie eine Physiklehrerin: »Das Fleisch hat auch keine Farbe. Die Farbe entsteht durch das Spiel des Lichtes auf der Hautoberfläche. In uns gibt es keine Farbe.«

Xander wurde unruhig und sagte: »Aber das Licht spielt auf eurer Haut anders als auf unserer.«

Daß er die zwei Wörter »eurer« und »unserer« so sehr betonte, überraschte mich. Ich konnte seine Absicht

nicht verstehen: Falls für ihn die Identität als »Weißer« wichtig sein sollte, müßte er eher behaupten, daß keiner von den »Weißen« eine papierfarbene Haut besitze und daß die Gemeinsamkeit der sogenannten Weißen auf einer ganz anderen Ebene zu finden sei.

Er streichelte den rechten Arm mit der linken Hand, als wollte er sich vergewissern, daß er eine weiße Hautfarbe besaß.

Ich erwiderte: »Das Licht spielt auf jeder Haut anders; bei jedem Menschen, in jedem Monat und an jedem Tag.«

Ohne Licht gibt es keine Farbe, und wenn man sich in einer Finsternis befindet, ohne ihr etwas Negatives zu unterstellen, so bietet sie uns die Chance, unsere Augen von den täglichen Bildern zu befreien.

Weil uns die optische Wahrnehmung zu leicht fällt, bleiben wir dabei meistens zu passiv. Aus Faulheit übertragen wir Sprachbilder ins Optische, anstatt das Spiel des Lichtes in Sprache zu übersetzen. Er ist ein Schwarzer, sagt das Gehirn, und die Augen sind dann nicht mehr fähig, seine Haut wirklich wahrzunehmen.

2 Da ich nicht gewohnt war, auf die Farbe der Haare und der Augen zu achten, fiel es mir in Europa nicht besonders auf, daß sich bei Europäern im Tageslicht andere Farben reflektieren als bei mir.

Was mir aber stark auffiel, war, daß ein europäischer Körper immer nach einem Blick sucht. Nicht nur das Gesicht, sondern auch die Finger oder sogar der Rücken

verlangen nach einem Blick. Deshalb ist jeder Mensch verpflichtet, auf den Körper eines anderen Menschen immer wieder einen Blick zu werfen. Nicht nur das: Die Augen sind auch verpflichtet, eine Reaktion darauf zu zeigen. Es wird zwar akzeptiert, daß man eine negative Reaktion zeigt, aber keine Reaktion zu zeigen, ist nicht erlaubt. Oft mußte ich in der S-Bahn oder im Bus meine Augen schließen, weil diese Aufgabe für mich zuviel wurde. Nicht selten bekam ich auf der Straße eine aggressive Bemerkung zu hören, nur weil ich einem Mann keinen Blick geschenkt hatte. Ich möchte nicht jeden Menschen optisch wahrnehmen, geschweige denn, mir über jede Gestalt eine Meinung bilden, weil dadurch ein umgekehrter Prozeß stattfinden würde: Mein Körper würde dann auch zu etwas werden, das durch den Blick der anderen stets neu gebildet werden muß.

Der Körper, der gesehen werden will und muß, ist ein europäischer Körper. Dabei muß nicht einmal Narzißmus eine Rolle spielen. Vielmehr liegt diesem Bedürfnis die Befürchtung zugrunde, daß etwas, was nicht gesehen wird, jederzeit verschwinden kann.

3 Unter dem Wort »Europa« kann ich mir zwei Theaterfiguren vorstellen: Die eine ist weiblich und die andere männlich.

Die männliche Figur der Europa wünscht sich vor allem, daß sie vom Publikum betrachtet wird. Man darf sie zwar kritisieren, man darf aber auf keinen Fall sagen, daß es sie nicht gibt. Es ist nicht einfach, sie zu

kritisieren, weil sie sich selbst ständig kritisiert, und zwar so schnell und so gut, daß kein anderer das besser könnte. Sie kritisiert sogar eine andere Kultur, wenn sie zu sehr von ihr beeinflußt wird. Ihre Kritik lautet in diesem Fall: »Warum bleibst du nicht Du selbst? Warum ahmst du mich nach? Ich bin doch schlecht.«

Europa ist eine Meisterin der Kritik, und das macht eine ihrer Eigenschaften aus. Wenn sie nicht kritisiert, so verschwindet sie. Vor der Nicht-Existenz fürchtet sie sich am meisten. Ich versuchte auch, sie zu kritisieren, weil sie es von mir verlangte, aber es gelang mir nicht. Ich konnte höchstens ihre Selbstkritik wiederholen. Eine bessere Kritik fiel mir nicht ein. Kritik ist für mich noch nie eine kreative Form der Äußerung über mich selbst und über das Fremde gewesen. Für sie ist es aber unehrlich, verlogen oder fast unmoralisch, nicht sich selbst und die anderen zu kritisieren. Sie erzählt nie von einer Person, einem Geschehen oder einer Institution, ohne sie zu kritisieren. Nicht weil sie alles schlechtmachen will, sondern weil die Kritik die Grundform ihres Denkens ist.

4 Die weibliche Figur der Europa ist diejenige, die in einer mythischen Zeit verlorengegangen sein soll. Ich sah ab und zu in einer Kneipe einige als Ritter verkleidete Europäer an ihrem Stammtisch sitzen, um sich über die verlorene Europa zu unterhalten. Sie stellten jedesmal erneut fest, daß sie abhanden gekommen sei und diskutierten darüber, wie man sie wieder finden könnte. Dabei tranken sie guten Wein, und nach einer

Weile gingen sie friedlich nach Hause. Ich vermute, daß die Ritter nur so taten, als wäre eine wichtige Figur verlorengegangen, und sie nannten sie Europa. Denn sie brauchten eine Figur, die durch ihren Verlust idealisiert werden konnte.

Als ich in einem Gedicht schrieb, daß es Europa nicht gibt, meinte ich auf keinen Fall, daß sie verlorengegangen sei. Ich wollte eher behaupten, daß Europa bereits im Ursprung als eine Verlust-Figur erfunden wurde.

Manchmal habe ich das Bedürfnis, dieser idealisierten Figur wieder einen Körper zu geben. Es ist aber nicht möglich. Wenn ich sage: »Europa litt an Mittelohrentzündung« oder »Europas kleiner Finger ist länger als ihr Ringfinger«, verwandeln sich ihre Ohren und ihre Finger in Metaphern, und ihr Körper verliert noch einmal seine Leiblichkeit.

5 Die Meinung, daß nur die europäische Musik richtige Musik sei, ist wahrscheinlich in Japan mehr verbreitet als in Europa. Viele Japaner haben keine Hemmung davor, die Kultur eurozentristisch zu betrachten. In ihren Augen ist die europäische Kultur kein Eigentum der Europäer, weil sie für die anderen leicht nachzuahmen ist. Sie sagen, eine Kultur, die die europäische Kultur am besten nachahmen kann, ist die beste Kultur, und das sei bestimmt nicht die europäische, sondern zum Beispiel die japanische. Dieser verdrehte Nationalismus ist heute zum japanischen Alltag geworden.

Japan existiert nicht in Europa, aber außerhalb Europas findet man Japan auch nicht. Ich muß mir, um Europa sehen zu können, eine japanische Brille aufsetzen. Da es so etwas wie eine »japanische Sicht« nicht gab und gibt – und für mich ist das keine bedauerliche Tatsache –, ist diese Brille zwangsläufig fiktiv und muß ständig neu hergestellt werden. Meine japanische Sicht ist insofern keinesfalls authentisch, trotz des Faktums, daß ich in Japan geboren und aufgewachsen bin.

Meine japanische Brille ist aber kein Instrument, das man einfach in einem Laden kaufen kann. Ich kann sie auch nicht nach Laune aufsetzen oder abnehmen. Diese Brille ist durch meine Augenschmerzen entstanden und wuchs in mein Fleisch hinein, so wie mein Fleisch in die Brille hineinwuchs.

6 Man könnte Europa nicht nur als eine Figur, sondern auch als eine Summe von Bildern verstehen. Ich könnte einige schöne Postkarten aus meiner Sammlung herausnehmen und daraus eine imaginäre Welt bilden. Ich werde das aber hier nicht tun, weil die Gefahr besteht, daß das Ergebnis eine bloße Umkehrung des Orientalismus wäre.

Die Bilder haben immer – direkt oder indirekt – mit der optischen Wahrnehmung zu tun. Ich möchte aber Europa nicht mehr optisch, sondern mit meiner Zunge wahrnehmen. Wenn meine Zunge Europa schmeckt und *Europa spricht*, könnte ich vielleicht die Grenze zwischen Betrachter und Objekt überschreiten. Denn das

Gegessene kommt in den Magen hinein und das Gesprochene gelangt durch das Gehirn ins Fleisch.

7 Als ich nach Europa kam, hatte ich nichts über Europa zu erzählen, weil ich keine Sprache kannte, die von meinen neuen Mitmenschen verstanden werden konnte. Ich habe nach und nach Xanders Sprache gelernt, indem ich alles, was er sagte, wiederholte.

Diese Sprache, mit der ich jetzt über Europa rede, ist auch eine europäische Sprache. Nicht nur die Sprache, sondern vielleicht auch die Argumentationsfiguren und der Tonfall gehören zu Europa und nicht zu mir. Ich wiederhole Europa in Europa. Kaum fange ich an, über Europa zu sprechen, wiederhole ich sie. Deshalb höre ich auf zu sprechen. Ich muß mir eine andere Methode überlegen, um mit ihr umgehen zu können.